

Wi(e)der-Vereinbarkeiten: eine autoethnographische Skizze zur Sorgekrise

Mendel, Iris

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mendel, I. (2017). Wi(e)der-Vereinbarkeiten: eine autoethnographische Skizze zur Sorgekrise. In A. v. Alemann, S. Beaufays, & B. Kortendiek (Hrsg.), *Alte neue Ungleichheiten? Auflösungen und Neukonfigurationen von Erwerbs- und Familiensphäre* (S. 24-41). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58529-3>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Wi(e)der-Vereinbarkeiten. Eine autoethnographische Skizze zur Sorgekrise

Zusammenfassung

In dem Beitrag untersuche ich Elternschaft im Kontext der Sorgekrise, in der Zeit und Räume für Selbst- und Fürsorge zerstört werden. In autoethnographischer Form gehe ich den Widersprüchen von Elternschaft und Erwerbstätigkeit nach. Ich setze die erfahrene (Un-)Vereinbarkeit in Zusammenhang mit neoliberalen Transformationen von Elternschaft, die als Ergebnis einer Kooptation feministischer Forderungen begriffen werden können und die zu Tendenzen von Retraditionalisierung und Modernisierung führen. So eröffnen sich für manche neue Freiheiten in Bezug auf die Organisation von Re/Produktionstätigkeiten – wie das von mir mitunter gelebte „female breadwinner und male caregiver“-Modell. Gleichzeitig verschärfen neoliberale Privatisierung und Individualisierung die Sorgekrise, die insbesondere von Frauen* und Sorgebedürftigen ausgetragen wird. Mein besonderes Interesse gilt der Frage, inwiefern die Sorgekrise Möglichkeiten eröffnet, Sorgeverantwortung anders zu organisieren und emanzipatorische Praxen der Sorge zu befördern.

Schlüsselwörter

Sorgekrise, Mutterschaft, Vereinbarkeit, Autoethnographie, Care Revolution

Summary

Parenting under neoliberalism. An autoethnographic sketch of the care crisis

In this article I discuss parenting in the context of the care crisis, i.e. the constant destruction of the time and space necessary for both self-care and the care of others. Using the method of autoethnography, I examine the contradictions of parenting and full-time employment. I explain my experiences of the care crisis in relation to neoliberal transformations of parenting, which I read as the cooptation of feminist claims. They both modernize and traditionalize gender relations. On the one hand, there are new liberties when it comes to organizing production and reproduction, like the model of female breadwinner and male caregiver which I have at times lived, but these do not apply to everybody. On the other hand, neoliberal privatization and individualization are aggravating the care crisis, the burden of which is above all being carried by women* and those in need of care. My particular interest is the possibilities as regards a new organization of care and emancipatory care practices.

Keywords

care crisis, mothering/motherhood, work-life balance, autoethnography, care revolution

1 Vorstellung

Diese theoretisch durchzogene Autoethnographie handelt von meiner „Sorgekrise“, ein Begriff, unter den ich meine Erfahrungen als vollerwerbstätige Mutter*¹ eines Kleinkindes fassen möchte. Die Momente dieser Krise umfassen unter anderem mehrjährige Prekarität, einen jobbedingten Umzug, Krankheiten, je nach Gemütszustand deprimierende oder empörende politische Verhältnisse, Schlafmangel – also nichts Außergewöhnliches. Und das ist wohl der Punkt meiner Auseinandersetzung mit dieser Krise: dass ich im Individuellen das Allgemeine, im Persönlichen das Politischen suche und dabei auf

1 Der Stern soll sichtbar machen, dass ich Mutterschaft und Vaterschaft nicht biologisch verstehe.

eine gesellschaftliche Sorgekrise stoße, in der Zeit und Räume für Selbst- und Fürsorge zerstört werden, die aber auch Möglichkeiten des Widerstands und der Veränderung bereithält.

akteur_innen:

ich, feministische sozialwissenschaftlerin, mit partner, kleinkind und katzen, unter anderem zwecks job von w. nach g., meine herkunftsstadt, gezogen. in g. anstellung an der universität in einem neuen fachbereich. der methode – und den neoliberalen verhältnissen – entsprechend scheint sich zunächst alles um mich zu drehen, wobei immer wieder versucht wird, auf die verflochten gesellschaftlichen verhältnisse zu stoßen.

partner m., (pro)feministischer psychologe, nach mehrjähriger prekariät in w. in g. nunmehr vollzeit-hausmann* und vater*. seine relative unsichtbarkeit mag unter anderem dem umstand geschuldet sein, dass sich die hauptprotagonistin trotz feministischen bewusstseins und „umgekehrten rollen“ verantwortlich für die sorgetätigkeit fühlt.

kind s., beim umzug nach g. eineinhalb jahre alt, aus gründen der integrität und weil es für sich selbst sprechen können soll, wird hier nicht viel weiteres geschrieben.

freundin b., feministische politikwissenschaftlerin, lebt in w., steht in regem austausch mit mir über mehrere kanäle, die schriftlichen davon werden zur rekonstruktion der erfahrungen der sorgekrise herangezogen.

weilers: freundinnen, das feministische netzwerk, kolleg_innen, die universität, der staat, das kapital

aufbruch

nach eineinhalb als weitgehend glücklich erinnerten jahren, in denen ich die sorgetätigkeit um unser kind mit meinem partner geteilt habe, trete ich eine gut bezahlte zweijährige karenzstelle an der universität an. mein selbstbewusstsein erhält einen boost. jetzt bin ich das also auch: working mum, erfolgreiche wiedereinsteigerin. (wobei es nie etwas wirklich fixes gegeben hat, aus dem ich hätte aussteigen können.) mein partner und ich waren in der zeit vor und nach der geburt unseres Kindes teilweise erwerbsarbeitslos oder teilzeit beschäftigt sowie in (zusatz-)ausbildungen, was den vorteil hatte, dass wir uns die sorgetätigkeit flexibel aufteilen konnten. dem nachteil der prekariät und ihren unnetten nebeneffekten – erfolglose wohnungssuche, kein kinderbetreuungsplatz, angst, nicht mehr mitzukommen, etc. – scheinen wir nun zu entkommen. auch wenn es bedeutet, aus w. wegzuziehen, wo meine engsten freundinnen wohnen, was ich eigentlich nicht will. diese freuen sich für mich, geben mir feministische anerkennung, vor allem dafür, dass ich nun die „umgekehrten rollen“ leben würde. ambivalenz meinerseits. weil ich mich über die anerkennung freue und seit ein paar monaten, ungefähr als das kind ein jahr alt wurde, den äußeren und inneren druck verspüre, dass es „beruflich“ weitergehen muss, dass nun etwas anderes als vor allem das kind an der reihe ist. und dieses „andere“ meint selbstverständlich: erwerbsarbeit. ein jahr, so viel scheint frauen* derzeit zugestanden zu werden für elterliche sorgetätigkeiten. das stimmt mich unbehaglich, zumal ich die zeit mit dem kind sehr genossen habe. was ich einerseits immer wieder betone, gleichzeitig relativiere, um nicht romantisierungen von mutterschaft und tendenzen der retraditionalisierung zu füttern, in deren falle ich mich selbst schon gesehen habe. aber im kostüm der erfolgreichen supermum, die alles – das heißt hier und heute: karriere, familie, körper – auf die reihe kriegt, fühle ich mich auch nicht wohl, oder doch?

2 „und jammerartikel will ich auch nicht.“ Methodische Anlaufschwierigkeiten: Erfahrungen und Verletzbarkeit

Obwohl ich die Idee für diesen Artikel schon lange mit mir herumtrage, obwohl dabei einige theoretische wie persönliche Auseinandersetzungen zusammenzukommen scheinen, fällt mir das Anfangen bemerkenswert schwer. Vor allem setzt sich, allen Vorsätzen zum Trotz, meine alte Neigung durch, bei der Theorie zu verweilen, bis ich vor einem Haufen ungeordneter Notizen zu Sorgekrise und Mutterschaft sitze. Fluchtgedanken setzen ein: Soll ich das wirklich tun? Meine Erfahrungen öffentlich ausbreiten? Ist das nicht narzisstisch? Und wozu? Aber sicher, der Text ist doch als politisch-persönliche Auseinandersetzung geplant, mit der du einige Sachen klarkriegest und gleichzeitig in die herrschende Wissensproduktion intervenieren willst! So schreiben auch Carolyn Ellis und Arthur P. Bochner (2000) in ihrem Grundlagentext zur Autoethnographie, dass im Schreiben der eigenen Erfahrungen die Grenzen zwischen dem Therapeutischen, Politischen und Wissenschaftlichen überschritten werden. Genau in diesem Überschreiten steckt eine Provokation für ein Wissenschaftsverständnis, in dem Rationalität und Emotionalität, Subjektivität und Objektivität, das Persönliche und das Wissenschaftliche nach wie vor als Gegensatz begriffen werden.

Dennoch mein Zögern, die eigenen Erfahrungen aufs Tapet zu bringen, zu belanglos, zu unwichtig und nicht zuletzt zu „privilegiert“ scheinen mir diese. Ein Aha-Erlebnis nach der Lektüre eines politischen Kurztextes von Helke Sander zum Aufbruch der sogenannten Zweiten Frauenbewegung: In ihrem *versuch. die richtigen fragen zu finden* schreibt sie über die Schwierigkeit, das persönliche Leiden als politisches anzuerkennen und zu bearbeiten: „ist es nicht einfach unwichtig, an das private unglück soviel gedanken zu verschwenden, wo doch die miesesten kriege herrschen, wo ein drittel der weltbevölkerung am verhungern ist, wo die revolution vorangetrieben werden muss?“ (Sander 2010: 56). Ich begreife, dass ich den (auch von mir) viel zitierten Slogan „Das Persönliche ist politisch“ noch immer nicht begriffen habe; dass es nicht um einen „Wettlauf des Leidens“ geht, sondern darum, „Leiden“ in einen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang zu setzen und dabei auch die eigene Beteiligung zu sehen anstatt sich als passives – „leidendes“ – Opfer festzuschreiben; dass es immer wieder der vergeschlechtlichte Bereich der Selbst- und Fürsorge ist, der dabei zum Nebenwiderspruch, zum nicht ganz so Dringlichen wird, auch bei mir selbst.

in einer e-mail an meine freundin b., mit der ich gemeinsam die idee für diese autoethnographie entwickle, bringe ich meine unsicherheit zum ausdruck:

„ich überleg mal, ob ich daran weitertun mag ... ich hab das gefühl, dass das teil auch feministisch auf viel ablehnung stoßen könnte und dass es auch problematisch sein kann, wie ich das mache. muss das noch durchdenken, v.a. dass ich nicht in die individualismus- und die retraditionalisierungsfalle tappe etc. und jammerartikel will ich auch nicht.“

In meinem Bezug auf die Autoethnographie orientiere ich mich an feministischen Positionen, insbesondere im (kritischen) Anschluss an Praktiken des *consciousness raising* und der Selbsterfahrung, die das Persönliche als politisch und wissenschaftlich relevant gefasst haben, auch wenn sie das eigene Vorgehen nicht unbedingt als autoethno-

graphisch bezeichnen. Dabei geht es weniger um das Ausbreiten der eigenen Gefühle und Selbstviktimisierung, wie häufige Kritiken an Autoethnographie lauten (Ploder/Stadlbauer 2013), sondern darum, die eigenen verkörperten Erfahrungen als Quelle von Wissen und (Selbst- und Welt-)Veränderung zu nehmen. Nicht zuletzt besteht die Herausforderung darin, die erfahrenen Widersprüche zu erfassen, sich mit Dingen zu konfrontieren, die nicht immer schmeichelhaft sind (Ellis/Bochner 2000: 738). In diesem Sinne begreife ich die folgende Auseinandersetzung mit der Sorgekrise auch als Lernprozess, in dem die eigenen Erfahrungen geteilt und theoretisch befragt werden und sich dadurch das Verständnis der Erfahrungen und der Theorie verändern. Wenngleich in der Autoethnographie also Gefühlen wie Angst, Zweifel oder Schmerz Raum gegeben werden soll, geht mein Anspruch darüber hinaus, „Mitgefühl“ und „Dialog“ (Ellis/Bochner 2000: 748) zu befördern, und zielt auf gesellschaftskritische Wissensproduktion.

Kritisch sehe ich diese Wissensproduktion in zumindest zweierlei Hinsicht: erstens, weil Kritik ohne Risiko nicht zu haben ist, wie Maria do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan (2003) im Anschluss an Foucault feststellen. Wer die eigenen Erfahrungen (mit)teilt, nimmt ein – wenngleich beschränktes – Risiko auf sich und macht sich verletzlich, zumal in einem Wissenschaftsbetrieb, in dem Wissenschaft als umfassende „Lebensform“ (Krais/Beaufaÿs 2005) gilt und „Privates“ und „Persönliches“ vermeintlich keinen Raum einnehmen, und wenn doch, dann ganz dem männlich-liberalen Ideal entsprechend als Quelle der Kraft und Erholung. Verletzbarkeit sehe ich allerdings als Grundlage, um über Sorge nachzudenken, da *alle* Menschen verletzlich und bedürftig sind, wenngleich auf *unterschiedliche* Weise und wenngleich diese universale und dennoch verschiedene Sorgebedürftigkeit und Sorgeverantwortung sowie die Einbindung von Frauen* darin nach wie vor einem „Verdeckungszusammenhang“ (Tübinger Institut für Frauenpolitische Sozialforschung 1998) unterliegen.

Meine Erfahrungen verstehe ich also als einen Knotenpunkt im gesellschaftlichen Gewebe, dem nicht fair produzierten Stoff, aus dem die Gesellschaft gewebt ist und der zu einem großen Teil aus Sorge besteht. Sie sind klar jene einer mehrfach privilegierten Frau*, verweisen aber auf strukturierende Momente, jene Verhältnisse, in denen Sorgetätigkeit und Wissensproduktion gegenwärtig – krisenhaft – organisiert sind. Die subjektiven Erfahrungen der Krise und des Scheiterns in einen gesellschaftlichen Zusammenhang zu rücken, stellt einen Bruch mit einem marktformigen und individualisierten Elite-Feminismus dar, der erschwert, dass Frauen* sich solidarisieren und für ein „gutes Leben für alle“ – worin ich zusammengefasst den Einsatz des Begriffs Sorge sehe – stark machen. In diesem Sinne komme ich Kornelia Hausers Verständnis von feministischer Kritik sowie Aufforderung an die Sozial- und Kulturwissenschaften nach, sich wieder den „konkreten Erfahrungen“ zuzuwenden und die „konkreten Negationen zu den gesellschaftlichen Bedingungen“ einzusammeln, die zusammen „ein Netz von Widerspruch und Veränderungswillen“ (Hauser 2013: 747) ergäben. Inspiriert zu dieser autoethnographischen Auseinandersetzung hat mich die Lektüre und Diskussion eines persönlich-politisch-wissenschaftlichen Textes einer Freundin über ihr „Scheitern“ in der Wissenschaft (Vittorelli 2016), den ich als weiteren Knotenpunkt in diesem Netz von Widerspruch, aber auch von Wünschen sehe.

Dies ist der zweite Aspekt, unter dem ich hier Gesellschaftskritik verfolge, als Beitrag zur „Selbstverständigung der Zeit über ihre Kämpfe und Wünsche“, wie Karl Marx (1976

[1843]: 346) Kritik einmal definiert hat. Verwiesen ist damit auf soziale Bewegungen als Subjekte der Kritik, wie die Zweite Frauenbewegung. „Women are smart not to fight alone“, heißt es in Carol Hanischs Ausführungen der Zeit über „The Personal Is Political“ (Hanisch 1969). Bezeichnenderweise hat Hanisch (2006) in einer Einleitung zu ihrem Text fast 40 Jahre später genau diese These konkretisiert und eingeräumt, dass Frauen* heute oft alleine kämpfen müssen. Dass sie darin scheitern und inwiefern in diesem Scheitern Momente des Widerspruchs und der Wünsche als Anknüpfungspunkte für feministische Kritik und Solidarität liegen, ist Gegenstand der folgenden Auseinandersetzung.

3 „mir geht's schon besser.“ Krise und Kritik

die umstellung von geteilter sorgetätigkeit, in der ich viel zeit für unser kind hatte, zu einem vollzeitleben fällt schwer. das kind schläft fortan (die nächsten eineinhalb jahre) schlecht. wenn ich in der früh weggehe, klammert es sich an mich und mein partner muss es manchmal quasi aus meinen armen reißen. ich fühle mich schuldig. am nachmittag schreit es nach dem aufwachen oft länger nach mir und will sich nicht von meinem partner beruhigen lassen. ich gehe möglichst früh von der arbeit heim, um möglichst viel zeit mit dem kind zu verbringen, was ich anfangs genieße, mich allmählich aber sehr anstrengt. ich bin abwesend, wo ich doch anwesend sein wollte. das bauen von sandgugelhupfen wird zu einer fast meditativen beschäftigung, das kind scheint das zu mögen. zeit für mich gebe/nehme ich mir kaum. sorgearbeit ist ja bekanntlich arbeit aus liebe und von liebe braucht frau* keine erholung, sie ist es bereits – das wissen um diese ideologie schützt mich nicht. das kind geht spät schlafen, und das zunächst nur mit mir, schläft oft schlecht, lässt sich nächstens auch nur von mir beruhigen. diese unersetzlichkeit genieße ich ebenso wie ich am notorischen schlafmangel leide. in der nacht, da bin ich richtige mutter*. tagsüber hingegen kommen mann* und kind mittlerweile bestens ohne mich klar.

in die neue arbeit habe ich mich mit viel energie und motivation geworfen, nach ein paar monaten setzt allerdings erschöpfung ein. ich brauche viel zeit für die lehre in einem neuen kontext und komme zu kaum etwas anderem. es gibt wenig raum, die vorgefundenen arbeitsbedingungen in bezug auf die eigenen ansprüche kritischer wissensproduktion und -vermittlung zu reflektieren. mein team ist unterstützend und kämpft mitunter mit ähnlichen problemen, die zu besprechen bleibt aber kaum zeit bzw. geschieht trotz (oder wegen?) feministischem bewusstsein, wenn es um sorgverantwortung geht, eher zwischendurch und anekdotenhaft. immer mehr habe ich das gefühl, dass wir hier unseren „mann“ stehen (sollen) und dass ich das nicht will und nicht kann. immer öfter beginne ich, auf mein mutter*sein hinzuweisen, von meinem kind zu erzählen, in bewusster ignoranz der ausschüsse, die ich damit reproduziere.

von anfang an fühle ich mich im defizit. hinweise von kolleg_innen auf konferenzen, call for papers u. a. verstehe ich als anrufungen und wehre sie schließlich als zumutung ab. auf eine e-mail einer kollegin um 23:00 reagiere ich mit kopfschütteln, kalt lässt es mich aber nicht. immer mehr habe ich das gefühl, dass ich nichts auf die reihe kriege, einen to-do-punkt nach dem nächsten in den kalender schreibe. schließlich finde ich mich in einem kreislauf des ständigen koordinierens, verschiebens, absagens wieder und fühle mich auf allen ebenen unzulänglich.

am ende des jahres habe ich nichts in meinen performance record einzutragen, sehe, wie all meine anstrengung im herrschenden leistungssystem nichts ist, erkenne darin zwar eine wahrheit über sorgtetätigkeit (wozu im weitesten sinne ja auch lehre gezählt werden kann), das gefühl des versagens bleibt aber und der versuch, mir die figur der „underperformerin“ politisch anzueignen, scheitert nicht zuletzt an meiner eigenen ambivalenz.

immer wieder finde ich mich morgens um neun im büro, bereits vier stunden wach (abseits der nächtlichen unterbrechungen), kind gefüttert, angezogen, in die krippe gebracht, das alles nicht reibungslos, regungslos auf meinen bildschirm starrend. dann erscheint mir alles absurd. was tu ich hier? und dennoch: ich bleibe sitzen, bis es irgendwie geht. ich bemerke, dass mich meine augenringe im beruflichen kontext beruhigen: sie machen sichtbar, dass ich ohnehin alles gebe, sie werden zur (selbst-)bestätigung für meinen beruflichen und mütterlichen einsatz: ja, so sehen working mums wirklich aus.

zu Hause erwarten mich Partner und Kind meist in einem großen Durcheinander und mit einem guten Essen. Manchmal sehne ich mich nach einer ruhigen, sauberen Wohnung, einem Haushalt, in dem es nichts mehr zu tun gibt, Versuche, diese Bedürfnisse als bürgerliche Normen zu dekonstruieren, oder mache mir Vorwürfe deswegen. Ich ertappe mich bei einem ganz ähnlichen Gedanken, wie ihn die Soziologin Andrea Doucet (o. J.) formuliert, die ebenfalls in einem „female breadwinner und male-caregiver“-Arrangement lebt und zu gleichberechtigten Sorgeverhältnissen forscht: „I want a wife!“. „Umgekehrte Rollen“ gibt es nicht, das wird mir immer mehr klar. Und es soll sie ja auch nicht geben, da das Machtverhältnis ja nicht aushebeln, sondern nur umkehren würde – auch wenn es für mich gerade bequemer wäre.

Auf neue Weise verstehe ich Dorothy Smiths (1998) Soziologie vom Standpunkt des Subjekts im Alltag (und der Allnacht (!), wie Smith (1999) später ergänzte), mit der ich mich in meiner Dissertation auseinandergesetzt habe (Mendel 2015). Inhaltlich und institutionell, körperlich und emotional finde ich mein Mutter*sein und Wissenschaftlerin sein schwer miteinander vermittelbar. Gleichzeitig gibt es Momente der Kreativität, in denen ich Erfahrungen und Theorie auf für mich neue Weise zusammenbringe und vielleicht genau das tue, was ich in meiner Dissertation argumentiere: Wissenschaft – als soziales Feld und als Feld des Wissens – vom Standpunkt des Alltags zu kritisieren.

Ein einmonatiger Kanada-Aufenthalt gemeinsam mit Partner und Kind und dem beruflichen Ziel der Vorbereitung eines Projektantrags (der nie zustande kommt) bringt emotionale und intellektuelle Öffnung, wengleich ich auch hier im hegemonialen Sinn gänzlich unproduktiv bin. Mein Partner stößt auf eine „gender justice for all parenting activist“-Gruppe, die inspirierend für eine „feminist parenting“-Gruppe wird, die ich später mit einer Freundin in G. starte. Ich erstehe einige Bücher über Mutterschaft, unter anderem eines über „academic motherhood in a post-second wave context“ (O'Brien Hallstein/O'Reilly 2012), dessen Lektüre mich so aufwühlt, dass ich nicht schlafen kann. Es konfrontiert mich mit den Widersprüchen von Sorgeverantwortung und Wissenschaft, um die ich irgendwie – materialistisch-feministischer Schulung sei Dank – weiß, die ich im Alltag aber ausblende. Oder die vielmehr strukturell ausgeblendet werden, wenn ich acht Stunden am Tag als „Wissenschaftlerin“ arbeite und den Rest des Tages und der Nacht Sorgeverantwortlicher und Sorgebedürftiger Mensch bin, als ob eine solche Trennung lebbar wäre. Time for some theory.

Bell Hooks (2000: 61) schreibt, dass Theorie dann eine befreiende Praxis ist, wenn sie grundlegend mit Prozessen der Selbst-Erholung und mit kollektiver Befreiung verbunden ist, wenn sie alternative Zukünfte vorstellbar macht, in denen das Leben anders gelebt werden könnte. In diesem Sinne finde ich einen „Zufluchtsort im Theoretisieren“ (Hooks 2000: 61, Übers. I. M.) der „Sorgekrise“ sowie der damit zusammenhängenden „Care Revolution“, die einen Perspektivwechsel abrufen hin zur Verwirklichung menschlicher Bedürfnisse statt Profitmaximierung (Winker 2015). In Diagnosen einer „Sorgekrise“ oder „Krise der sozialen Reproduktion“ (z. B. Dück 2014; Winker 2015) wird argumentiert, dass im Kapitalismus Zeit und Räume für Selbst- und Fürsorge zerstört werden, und zwar in einem Ausmaß, das die für die Gesellschaft unerlässliche soziale Reproduktion nicht mehr gewährleisten kann.

Zwar war die Organisation sozialer Reproduktion bzw. die damit zusammenhängenden spezifischen Sorgetätigkeiten wie Putzen, Kochen, Waschen, Einfühlen, Zuhören, Wickeln, Trösten, Sex, Pflegen, Erziehen, Bilden etc. im Kapitalismus immer krisenhaft, gegenwärtig spitzt sich dies aber zu einer Sorgekrise zu. Drei miteinander zusammenhängende gesellschaftliche Transformationsprozesse sind hierfür relevant (z. B. Dück 2014):

1. Veränderungen in der geschlechtlichen Arbeitsteilung: Infolge der Zweiten Frauenbewegung, zunehmender Erwerbstätigkeit von Frauen*, Bildungsreformen sowie Prekarisierung und Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen stehen Frauen* für die soziale Reproduktion nicht mehr in gleicher Form zur Verfügung. Es fand ein

Wandel statt von einem *male breadwinner*-Modell, in dem der Mann* für ein Familieneinkommen erwerbstätig ist und die Frau* Hausfrau* oder Zuverdienerin, zu einem *adult worker*-Modell (Lewis 2002), das von der Erwerbstätigkeit aller erwachsenen Menschen ausgeht bzw. diese finanziell notwendig macht.² Dennoch zeigt ein Blick in die Statistik, dass es nach wie vor eine geschlechtliche Arbeitsteilung gibt und diese in Bezug auf Bezahlung und Zeitbelastung zu Lasten der Frauen* geht: Von den in Österreich jährlich 9,7 Milliarden unbezahlten Arbeitsstunden (das sind mehr als bezahlte Arbeitsstunden) werden rund zwei Drittel von Frauen* verrichtet, bei der Erwerbsarbeit ist das Verhältnis ungefähr umgekehrt und 61 Prozent wird von Männern* verrichtet (Statistik Austria 2009: 15).

2. Gewachsene Anforderungen im Bereich sozialer Reproduktion: Ausmaß und Standards von Sorgetätigkeit sind nicht fix, sondern verändern sich im gesellschaftlichen Zusammenhang. Dabei spielen demographische und technologische Entwicklungen, kapitalistischer Bedarf, aber auch Wünsche und Begehren eine Rolle. Gegenwärtig sind die Anforderungen in Bezug auf die Pflege von alten, kranken und unterstützungsbedürftigen Menschen, an Elternschaft, an Haushaltsführung hoch, sodass in Deutschland zwei Drittel der (bezahlten und unbezahlten) Arbeitsstunden auf Sorgetätigkeiten entfallen (Winker 2015).
3. Zunehmende Privatisierung im Bereich der sozialen Reproduktion im Zuge neoliberaler Regierung: Sorgetätigkeit wird nicht als gesellschaftliche Verantwortung wahrgenommen, sondern vom Staat an Individuen bzw. Privathaushalte rückgespielt oder dem Markt überantwortet – was aufgrund der Spezifität, insbesondere der Zeitintensität und des starken Beziehungsaspekts dieser Tätigkeiten, kaum oder nur unter erheblichem Qualitätsverlust oder der Erschöpfung der in diesem Bereich Tätigen funktioniert.³

Aus dem hohen Ausmaß an notwendigen Erwerbsarbeitsstunden, um sich selbst und die Menschen, für die Sorgeverantwortung getragen wird, finanziell erhalten zu können, zusammen mit dem hohen Ausmaß an nicht bezahlter Sorgetätigkeit in Privathaushalten sowie der unzureichenden gesellschaftlichen Unterstützung dabei folgt die aktuelle Sorgekrise. Diese betrifft Frauen* besonders, betrifft mich. Die persönlich erlebte Krise ist auch eine gesellschaftliche. Die genannten krisenverschärfenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse sind dabei nicht nur als polit-ökonomische, sondern auch im Zusammenhang von vergeschlechtlichten Subjektivierungsweisen, Lebensformen, Sexualitäten, Körper und Begehren zu begreifen (Dück/Schütt 2014: 5f.). Meine eigenen ambivalenten und ideologisch durchzogenen Wünsche – nach Anerkennung, nach Kreativität, nach Abwechslung und nach Ruhe, nach permanenter Nähe zu meinem Kind und

2 Festgehalten werden muss, dass es sich um *Modelle* handelt, die nie für alle *Realität* waren bzw. sind. Insbesondere die Erfahrungen von Arbeiterinnen, davon viele Schwarze Frauen* und Migrantinnen, wichen von dem *male breadwinner*-Modell ab. Aufgrund sinkender Reallöhne kann sich das Alleinverdienermodell, selbst wenn es angestrebt wird (was kaum noch der Fall ist), heute kaum jemand leisten (Lent/Trumann 2015: 90).

3 Feministische Ökonom_innen wie Mascha Madörin (2007) sprechen diesbezüglich von „divergierenden Produktivitäten“, weil sich der Bereich der Reproduktion nicht in gleicher Weise rationalisieren lässt wie jener der Produktion von Gütern, da die Mittel der Produktionssteigerung (technologische Entwicklung) hier kaum eine Wirkung erzielen bzw. mitunter fatale Folgen hätten.

gleichzeitig danach, vom Kind frei zu sein, – sind darin verwoben. Die gesellschaftliche Sorgekrise ist auch eine persönliche.

der sommer bringt zwar mehr zeit mit dem kind, aber nicht die erhoffte erholung. zu den alltäglichen gesellen sich außeralltägliche sorgen: der tod der partnerin einer freundin, der gefängnisaufenthalt eines illegalisierten vaters* unserer selbst organisierten spielgruppe, ein krankenhausaufenthalt der mutter* meines partners. der gemeinsame urlaub mit freund_innen überfordert uns, ich bekomme eine ohrenentzündung, wir kommen angestrengt zurück. die nächsten monate sind wir, vor allem mein partner und ich, quasi abwechselnd krank. ich bilde mir ein, geräusche im ohr zu hören, und kann nicht mehr richtig schlafen, auch weil ich ständig die schlafunterbrechung durch das kind erwarte. beruflich soll ich zwei vorträge und die publikation meiner dissertation vorbereiten und fühle mich überfordert. arbeite ich länger, vermisse ich mein kind, geh ich früher heim, ist es ebenso unbefriedigend und in beiden fällen fühle ich mich schuldig und defizitär.

ich merke, dass ich fahrig und unkonzentriert werde, vergesse texte in der lehre, schreibe mir termine falsch auf, kann kleine entscheidungen nicht treffen. an einem wochenende fühle ich mich körperlich und emotional so erschöpft und überfordert, dass ich heulend in der küche sitze. ich fühle mich allein, habe keine ahnung, wie sich etwas in meinem leben ändern, wie ich aus diesem zustand herauskommen soll. ich habe das gefühl, mein kind im stich zu lassen, fühle mich schlecht, dass es mich so sieht, kann nicht anders. erstmals angst, mein leben nicht mehr auf die reihe zu kriegen, nicht mehr funktionieren zu können, selbst wenn ich es will. beunruhigung. mit der unterstützung meines partners beschließe ich, dass sich etwas ändern muss, jetzt.

„40 stunden job, 3 kinder und ein pflegefall? mach doch yoga“. das plakart aus der reihe „geschlecht bestreiken“ hänge ich an meine bürotür. mehrere kolleginnen sprechen mich positiv darauf an. bei aller ironischer distanzierung ist es allerdings genau das, was ich mache: ich greife zu selbsttechnologien, neben yoga, physiotherapie und psychotherapie. die handlungsfähigkeit soll wiederhergestellt werden. was damit getan wird, diese frage verschiebe ich auf später. es überrascht mich, wie für all das auf einmal zeit ist, zeit, die ich von der erwerbsarbeit und der sorgetätigkeit um mein kind nehme. es überrascht mich auch, dass auf antreiben meines partners auf einmal das bis dato unmöglich scheinende möglich ist, nämlich dass das kind auch mit ihm abends schlafen geht und sich nächstens von ihm beruhigen lässt, ich also zumindest jede zweite nacht schlafen kann. ich komme zur erkenntnis: selbstsorge geht auf kosten von fürsorge, aber ohne selbstsorge ist auch fürsorge nicht zu haben. die sorgekrise zieht ihre kreise, tradiert sich: „so müssen schon kinder lernen, von ihren bedürfnissen abzusehen, nicht nur weil das später voraussetzung für ihre verwertbarkeit sein wird, sondern vor allem weil ihre überlasteten betreuungspersonen auf diese weise für einen teil ihrer eigenen bedürfnisbefriedigung zu sorgen versuchen“ (steinborn 2015: 39). ein widerspruch in den herrschenden sorgeverhältnissen, der unauflösbar scheint, der als konflikt zwischen sorgeverantwortlichen und sorgebedürftigen sowie in den subjekten selbst ausgetragen wird.

das weiter-funktionieren in der erwerbsarbeit ist beruhigend, aber nicht befriedigend: die positiven rückmeldungen auf einen vortrag, in den ich viel energie gesteckt habe, nehme ich zur kenntnis, freue mich kurz, dann wird die sache schnell zu einem weiteren abgehakten punkt auf der to-do-liste. ebenso die lehre nach wenigen stunden schlaf. im e-mail-austausch mit meiner freundin b. zu dieser zeit stoße ich neben theoretischen und persönlichen auseinandersetzungen und beruflichen hinweisen, schildernungen der krankheiten von m., s. und mir sowie unserem schlafpensum auf b.s wiederholte frage, wie es mir denn geht, und immer und immer wieder auf meine zuversichtliche (selbst-)bestätigung: „mir geht’s schon besser.“

Es braucht das feministische Freundinnennetzwerk und theoretische Anstrengung, um in der individuell erlebten Krise die gesellschaftliche Sorgekrise, im Alltäglichen das Politische⁴ zu entdecken. Diese zeigen mir, dass „Krise“ so viel wie „Entscheidung“ oder „Zuspitzung“ bedeutet, etymologisch mit „Kritik“ verwandt. Insofern eröffnen die persönliche wie gesellschaftliche Sorgekrise Möglichkeiten der Selbst- und Weltverän-

4 Theoretisch führt dies Brigitte Bargetz (2016) aus, wenn sie den Alltag als ambivalenten Ausgangspunkt vorschlägt, um über das Politische jenseits des Staates neu nachzudenken.

derung – auch dahingehend, wie über Elternschaft feministisch nachgedacht, wie Elternschaft anders gelebt werden kann.

4 **„Mütter sind die fittesten und gesündesten.“ Widersprüche neoliberaler Elternschaft**

Die Möglichkeiten feministischer Elternschaft und emanzipatorischer Sorgepraxen ergeben sich aus einer Kritik aktueller Entwürfe von Elternschaft, was meist noch immer vor allem Mutterschaft meint. Um die alltägliche Wirkmächtigkeit gegenwärtiger Eltern- und Mütterdiskurse kritisch in den Blick zu nehmen, ziehe ich Dorothy Smiths Konzept der „ruling relations“ heran, das ich als „Regierungsverhältnisse“ übersetze. Smith beschreibt diese als „text-mediated or text-based systems of ‚communication,‘ ‚knowledge,‘ ‚information,‘ ‚regulation,‘ ‚control,‘ and the like“ (1999: 77), als Form, in der Macht in gegenwärtigen Gesellschaften operiert. Diese textlichen Praktiken wie Gesetze, Ausbildungen, Management, Statistiken usw. koordinieren die Aktivitäten der Menschen, binden sie in die Gesellschaft ein, indem sie ihr Bewusstsein formen, also Denken, Fühlen, und Handeln regulieren, und sich auch körperlich einschreiben. Die Regierungsverhältnisse organisieren den Alltag der Subjekte, allerdings fallen sie nicht mit diesem zusammen. Ideologien und Mythen um Mutterschaft, Sozialgesetze, Familien-, Migrations- und Wirtschaftspolitik, Frauenförderung, Vereinbarkeitsdiskurse usw. konstituieren Mutterschaft als gesellschaftliche Institution, bestimmen allerdings nicht vollständig, was Mütter* alltäglich tun, die gesellschaftliche Erfahrung des „Mutterns“. Adrienne Rich hat in *Of Woman Born* eine ähnliche Unterscheidung getroffen zwischen „motherhood“ als patriarchale Institution der Kontrolle von Müttern* und „mothering“ als potenziell befreiende und ermächtigende Erfahrung der Beziehung zwischen Mutter* und Kind. Ich denke, dass in den alltäglichen institutionell geprägten Erfahrungen des Mutter*seins diese befreienden Momente angelegt sind, als Widersprüche, Widerstand, Verneinung gelebt werden. Im Anschluss an Smith nehme ich die Regierungsverhältnisse bzw. Mutterschaft als Institution vom Standpunkt des Alltags, ausgehend von den alltäglichen (re/produktiven und kreativen) Aktivitäten der verkörperten Subjekte, in den Blick. Die von mir dabei krisenhaft erfahrenen Widersprüche markieren Einsatzpunkte für eine materialistisch-feministische Kritik an der hegemonialen Organisation von Sorge.

„sehr geehrte kollegInnen! vereinbaren sie ihre tätigkeit mit ihrem familienleben mit kindern oder mit familiären pflegeverpflichtungen? hier schicken wir ihnen die aktuellen informationen.“ ich bin an einer universität beschäftigt, die seit 2011 das zertifikat „audit hochschuleundfamilie“ trägt und eine eigene anlaufstelle für die vereinbarkeit von beruf/studium und familie eingerichtet hat: „kinderbetreuung bei kongressen und größeren veranstaltungen“, „kinderbetreuung am osterdienstag“, „sommerbetreuung“, „genau jetzt. ... stundenweise professionelle und liebevolle betreuung für ein krankes und erholungsbedürftiges kind daheim“, sind angebote, die mich regelmäßig erreichen. als anrufungen verstanden lösen sie bei mir vor allem eines aus: abwehr. abwehr gegen das transportierte bild der – trotz wahrgenommener sorgeverantwortung – allzeitbereiten mutter* (wenngleich die angebote zunächst geschlechtsneutral daherkommen), die das kind mal schnell betreuen lässt, da sie „eine zentrale rolle bei einer tagung“ oder „ein aufwendiges meeting geplant“ hat und das kind „genau jetzt“ krank

wird.⁵ abwehr gegen die darin enthaltenen wertigkeiten, in der sorgetätigkeit der erwerbsarbeit nachrangig ist, etwas, das getrost ausgelagert werden kann und soll. so auch in einem habilitationstraining der uni w., das meine freundin b. besucht, in dem sie „lernt“, zwischen wichtigem und unwichtigem zu unterscheiden und aufgaben in die kategorien a, b und c einzuteilen. unter c fällt alles, was für die wissenschaftliche karriere unwichtig ist und delegiert werden kann – als beispiel werden hausarbeit und kinderbetreuung genannt. (an wen delegiert werden soll, bleibt unausgesprochen, den unhinterfragten machverhältnissen entsprechend wahrscheinlich an andere frauen*). abwehr dagegen, dass diese wertigkeit in den gegebenen verhältnissen, in denen sorge unsichtbare und abgetrennte bedingung für erwerbsarbeit darstellt, richtig ist und in diesem richtig-sein so falsch. abwehr auch, weil ich mich „schuldig“ fühle, da ich selbst – wenn auch unter anderen voraussetzungen, nämlich der elternzeit meines partners – diesem neoliberalen mutterbild entspreche und mich von (wertlosen) sorgetätigkeiten „entlastet“ habe, auch wenn ich mich trotzdem noch immer davon „belastet“ fühle. und schließlich eine abwehr gegen die in-wert-setzung von sorge überhaupt. „how many papers is a baby ‚worth?“(klocker/drozdewski 2012) als b. mir von diesem beitrage zur gleichbehandlung an der universität erzählt, kann ich die frage nur ironisch verstehen, sie ist, bei aller polemik, aber durchaus ernst gemeint. und warum sollte sorge auch außerhalb der kapitalistischen leistungs- und verwertungslogik stehen?

Mütterbilder wandeln und überlagern sich, sind widersprüchlich und in jedem Fall im Zusammenhang gesellschaftlicher Transformationsprozesse zu sehen, wie ich sie oben beschrieben habe. Kritisieren feministische Autorinnen wie Elisabeth Badinter (1992) oder Barbara Vinken (2002) ein naturalisierendes Mutterbild, das Frauen* auf Mutterschaft festlegt, und setzen dem insbesondere die in der Erwerbstätigkeit zu findende Selbstverwirklichung und Unabhängigkeit von Frauen* entgegen, so war in meiner Erfahrung vielmehr das Bild der *working mum*, die – qua Organisation, richtiger Prioritätensetzung und richtiger Partnerwahl – alles auf die Reihe kriegt, oder genauer: „vereinbaren“ kann, besonders wirkmächtig. In meiner Lektüre des *Standard*, einer liberalen österreichischen Tageszeitung, im Jahr 2015 stoße ich beinahe täglich auf Artikel über die Vorteile kurzer Karenzzeitmodelle für Frauen* (Grob 2015; „Karenz, Kind und Konsequenzen“, „Studie: 14 Monate Karenz sind ideal“, „Elternkarenzmodelle: Lernen von Slowenien“); Hinweise auf mangelnde Betreuungsplätze (Riss 2015; „Eltern wünschen bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie“), Problematisierung von Teilzeitarbeitsverhältnissen bei Frauen* und den damit einhergehenden Geschlechterungleichheiten (Kogelnik/Sterkl 2015) sowie die Vorteile „mütterlicher“ Berufstätigkeit (Breit 2015; Paar 2015). Bei meinem Arbeitsmarktservice in W., ebenfalls genderzertifiziert, stoße ich auf eine Berechnungshilfe zur Feststellung, wie viel Gehalt ich durch Fehlzeiten wegen Kinderbetreuung verliere. Die möglichst hohe, lange und ununterbrochene Erwerbstätigkeit von Frauen* ist mittlerweile politisch zu einer Norm geworden, für die sich auch konservative Parteien im Namen der Unabhängigkeit von Frauen* stark machen. Dass bei Kinderbetreuungseinrichtungen in Österreich derzeit ein massiver Ausbau zu verzeichnen ist, steht daher nur scheinbar im Widerspruch zum neoliberalen Rückbau des Sozialstaats. Dieser Ausbau dient als Begleitmaßnahme zur Durchsetzung des *adult worker*-Modells, in dem jeder erwachsene Mensch durch Erwerbstätigkeit finanziell für sich selbst verantwortlich sein soll. Daher ist es nur konsequent, dass die „frühkindlichen Bildungseinrichtungen“ nicht als „Bildung“ für alle Kinder gedacht, sondern Plätze vielmehr an Erwerbstätigkeit und finanzielle Möglichkeiten der Eltern gekoppelt sind.

5 Alle Zitate aus Newslettern und E-Mail-Zusendungen der Anlaufstelle aus den Jahren 2013–2015.

Spätestens, wenn die OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) die Benachteiligung von Frauen* am Arbeitsmarkt in Österreich angeprangert, zeigt sich, dass die liberal-feministische Kritik an traditionellen Mutterbildern von der neoliberalen Realität eingeholt wird. Die Empfehlungen der OECD lesen sich wie feministische Forderungen: flächendeckender Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen, vor allem für Kinder unter zwei Jahren, und längere Öffnungszeiten; Steuerreform, um Anreize für Teilzeitarbeit zu verringern; Steigerung von Väterkarenz. Dass es hier zuvörderst um wirtschaftliche Belange und nicht um Gleichstellung oder „ein gutes Leben für alle“ geht, ist offenkundig, nicht zuletzt auch am Titel der Berichterstattung darüber (Sterkl 2015). Gabriele Winker (2015) bezeichnet die aktuelle Familienpolitik daher als Wirtschaftspolitik⁶, die den Zielen von „Leistung“ und „Wachstum“ verpflichtet ist und von der insbesondere erwerbstätige, relativ gut verdienende Menschen profitieren, also jene, die – der kapitalistischen Biopolitik entsprechend – überhaupt Kinder haben sollen⁷, wie ich.

Vom Tisch sind traditionelle Frauen- und Mutterbilder, die Frauen* die Hauptverantwortung für die Sorge um Kinder zuweisen und Frau*sein mit Mutterschaft verknüpfen, damit nicht. Sie erleben vielmehr, mit Angela McRobbie (2013) gesprochen, eine „postfeministische“ Erneuerung. Dabei werden bestimmte feministische Forderungen wie jene nach Anerkennung von Sorgetätigkeit aufgenommen und abgewickelt, unter Preisgabe ihres feministischen Gehalts – der grundlegenden gesellschaftlichen Neuorganisation von Produktion und Reproduktion und der Beteiligung von Männern* dabei sowie der Möglichkeiten feministischer Solidarität. Unter postfeministischen Vorzeichen werden Familie, Mutterschaft und Häuslichkeit nunmehr mit einer neuen schillernden Sichtbarkeit ausgestattet, zum Zeichen „erfolgreicher Weiblichkeit“ (McRobbie 2013: 141), die sich äußert in dem entsprechenden Post-Schwangerschaftskörper, praktischem und schickem Spielplatz-Outfit für Mutter* und Kind, Jogging-Kinderwagen, eigenen Kindercafés, „natürlicher“ Spontangeburt, Stillen usw. Mutter*sein, so die Botschaft, ist sexy und macht glücklich. „Mütter sind die fittesten und gesündesten“, wie es eine Online-Umfrage herausgefunden haben will, die mir b. weiterleitet⁸ und die mich ein zynisches Lächeln kostet. Hinzu kommt die Ideologie „intensiver Mutterschaft“ (Hays zitiert nach O’Brien Hallstein/O’Reilly 2012a: 7), die gegenwärtig die Parameter dafür vorgibt, was eine „gute Mutter“ ist, und insbesondere auf drei Grundsätzen beruht. Erstens: Kinder brauchen die ununterbrochene Zuwendung ihrer biologischen Mütter, die also ausschließlich für die Erfüllung kindlicher Bedürfnisse verantwortlich

6 Ich würde die Familienpolitik nicht nur als Wirtschaftspolitik, sondern auch als Migrationspolitik bezeichnen, da sie Geschlechterverhältnisse durch ein rassistisches Migrationsregime restrukturiert und bestimmte „Sorgelücken“ mithilfe von schlecht bezahlten und oftmals illegalisierten Sorgetätigen schließt bzw. woandershin verschiebt.

7 Besonders deutlich wird dies beim einkommensabhängigen Kindergeld, das oft als Mittel zur Erhöhung der Väterkarenz, also mit Gleichstellungsargumenten legitimiert wird, dessen Erfolg in dieser Hinsicht ebenso wie in Hinsicht einer Erhöhung der Gebärfreudigkeit gut gebildeter und verdienender Frauen* allerdings fragwürdig ist (Lent/Trumann 2015).

8 Die Umfrage wurde mir über Email bekannt. In der weitergeleiteten Pressemitteilung vom 27.10.2014 heißt es: „Feelgood (www.feelgood.de), das Onlineprogramm für ein gesundes Leben [...] fand anhand einer Umfrage unter 3.900 seiner weiblichen Mitglieder (1.800 Mütter/2.100 berufstätige, kinderlose Frauen) heraus – Mütter sind fitter und leben gesünder als ihre berufstätigen Pendant.“ Genauere Informationen zur Studie waren nicht auffindbar.

sind. Zweitens: Mütter* sind in der Erfüllung dieser Bedürfnisse auf den Ratschlag von Expert_innen angewiesen. Drittens: Mütter* müssen ihre Kinder mit Zeit und Energie überschütten. Fühle ich mich angesichts solcher Diskurse defizitär und schuldig, so bleibt die darin abgerufene perfektionierte und kommodifizierte Elternschaft, die reichlich finanzieller und zeitlicher Ressource bedarf, vielen von vornherein verschlossen. Denn *nicht jede* Form von Familie und Mutterschaft tritt derart glamourös in Erscheinung. Vielmehr kommt es gleichzeitig zu einer „Dämonisierung“ von armen Familien mit „zu vielen“ Kindern sowie von Alleinerzieherinnen aus der Arbeiter_innenklasse, die sich insbesondere auch an deren Körper und Aussehen artikuliert (McRobbie 2013: 140).

Dem Feminismus wird dabei in mehrfacher Hinsicht Rechnung getragen. Zum einen kann die in postfeministischer Mutterschaft aufgehobene Ideologie „intensiver Mutterschaft“ bzw. die Professionalisierung von Mutterschaft als Teil einer feministischen Diskursivierung von Mutterschaft verstanden werden sowie insbesondere als Folge der Forderung nach Selbstbestimmung bei Schwangerschaft, Gebären und Stillen, die nunmehr als Leistungsanforderungen im Namen der „Natürlichkeit“ und „Gesundheit“ an die Individuen zurückgespielt werden (Lent/Trumann 2015). So mögen manche Frauen* davon auch profitieren, werden dafür aber auch individuell verantwortlich gemacht. Zum anderen wird auch die zwischen den Geschlechtern ungleiche Verantwortung für Sorge nicht als Zwang oder Naturnotwendigkeit argumentiert, sondern in eine Sprache der individuellen Wahlfreiheit gepackt, wie McRobbie beschreibt: die Familie als „Team“, als „Partnerschaft zwischen Gleichen“, als „moderne Lösung“ (McRobbie 2013: 141). Reale Anstrengungen können nur mehr ironisch formuliert werden, in „wissender“ Distanz von feministischer Kritik an der gesellschaftlichen Organisation von Mutterschaft, schließlich hat frau* sich selbst dafür „entschieden“.

Die postfeministische Modernisierung von Mutterschaft stellt McRobbie (2013: 141) zufolge eine „Retraditionalisierung durch die Hintertür“ dar, die sich mitunter von der oben beschriebenen erfolgreichen, vollzeitarbeitenden Mutter* abwendet zugunsten einer Professionalisierung von Vollzeit-Mutterschaft. Ich selbst erlebe mich immer wieder dabei, wie ich Vollzeit-Mütter* mit einer Mischung aus Neid und Überheblichkeit betrachte, aus einer Position der Defensive und des Angriffs zugleich, die Solidarisierung schwierig macht, von beiden Seiten. Ich lese diese Retraditionalisierung nunmehr als Ausdruck eines Bedürfnisses nach Sicherheit, als eine Antwort auf die Sorgekrise, freilich eine, die sich nicht alle leisten können und eine, die hierarchische heteronormative Geschlechterverhältnisse intakt hält.⁹

Das Perfide ist also, dass die aktuellen Regierungsverhältnisse um Mutterschaft sowohl Erwerbszentrierung als auch intensive Mutterschaft enthalten, sodass „Eltern, nach wie vor primär Mütter, eigentlich nur alles falsch machen können“, wie Lilly Lent und Andrea Trumann (2015: 10) in ihrer *Kritik des Staatsfeminismus* festhalten. Genau dieses Gefühl hatte ich und genau hier verspricht der bereits beschriebene Vereinbar-

9 Eine weitere Antwort ist eine offen antifeministische Retraditionalisierung in Gestalt der maskulinistischen Anti-Gender-Bewegung. Auch hier wird auf Feminismus Bezug genommen, aber als erklärter Feind. Der „Anti-Genderismus“ (Hark/Villa 2015) wendet sich explizit gegen staatliche Gleichstellungspolitik und steht daher in Widerspruch zu Vereinbarkeitsdiskursen. Eine *feministische* Kritik an denselben, wie ich sie hier verfolge, muss sich dieses Angriffs auf feministische Errungenschaften bewusst sein und kontextspezifisch artikuliert werden.

keitsdiskurs Abhilfe. Diesen verstehe ich neben Retraditionalisierung als weitere Antwort auf die Sorgekrise, bei der ebenfalls feministischen Forderungen Rechnung getragen wird, wenngleich nicht in abwickelnder, sondern in professionalisierender, weniger in kultureller als in polit-ökonomischer Form.

„in balance. in der begegnung mit pferden können wissenschaftlerInnen themen der work-life-balance reflektieren“, „work-life-balance-brunch“ mit „fliegender massage“ und ähnliche einladungen der universität g. lassen mich feststellen, dass das thema der vereinbarkeit an der universität angekommen ist, zumindest für akademisch bedienstete, an die damit einhergehende maßnahmen gerichtet scheinen. ausgerechnet bei der teilnahme an einem work-life-balance-entwicklungsforum wird mir so richtig bewusst, dass es eine balance nicht geben kann, dass sich die spannung zwischen wissenschaft und sorgetätigkeit vermutlich auch auf dem rücken eines pferdes nicht auflösen lässt und nicht nur als körperliche in meinem rücken existiert (wenngleich auch da).

Ein Zusammenleben, in dem alle Menschen sich bilden, entwickeln und füreinander sorgen können, kurz: ein Zusammenleben, das bedürfnisorientiert ist, kann in kapitalistischen Verhältnissen nicht realisiert werden, auch wenn der Widerspruch zwischen Erwerbsarbeit und Sorgeverantwortung für manche besser lebbar gemacht werden kann. Insofern der Work-Life-Balance-Diskurs hier eine Lösung verspricht, ohne kapitalistische und patriarchale Gesellschaftsverhältnisse zu kritisieren, ist er als ideologisch zurückzuweisen.

Da die Sorgekrise die Reproduktion der Gesellschaft und die Kapitalverwertung gefährdet, stellt der Staat mit dem Vereinbarkeitsdiskurs und der damit einhergehenden *Modernisierung* von Mutterschaft ein selektives Bearbeitungsangebot dieser Krise zur Verfügung. Ebenso kann die scheinbar gegenläufige postfeministische *Retraditionalisierung* von Mutterschaft als selektive Krisenbearbeitung mittels neuer Formen vergeschlechtlichter Subjektivierung gesehen werden (Hajek/Opratko 2013). In beiden Fällen kommt es zu einer Individualisierung der Verantwortung für Sorge, in beiden Fällen werden Frauen* in Bezug auf *race* und Klasse sehr unterschiedlich positioniert. Nach wie sind es aber vor allem Frauen*, die für die Organisation und Erledigung von Sorgetätigkeiten verantwortlich bleiben – und darin scheinbar individuell „erfolgreich“ sind oder „scheitern“. Die Bedeutung von Geschlecht wird in den aktuellen Regierungsverhältnissen, die Sorge und Elternschaft organisieren, allerdings verdeckt, feministische Solidarität schwierig.

5 Revolutionäre Elternschaft?

ich gehöre zu den Lieblingsmüttern* der nation, im genuss familienpolitischer leistungen samt heißersehntem kinderbetreuungsplatz, habe einen interessanten und gut bezahlten, wenn auch befristeten job, mein partner ist vorbild-vollzeit-vater* – am i living the feminist dream? warum habe ich trotzdem das gefühl, nichts auf die reihe zu kriegen? warum bin ich nicht glücklich, wenn ich doch alles habe? als mutter*, so mein eindruck, darfst du heute manches sein, vor allem erschöpft, aber eines nicht: unglücklich. denn du hast und schaffst ja alles und kriegst dabei noch allerhand unterstützung von vater staat und alma mater. letztlich bleibt also der zweifel: ist es doch nur mein problem?

Eine Relektüre des erstmals 1984 erschienenen Texts von bell hooks (2000) über „Revolutionary Parenting“ macht deutlich, dass manche der von ihr angeführten Momente feministischer Elternschaft – insbesondere der Ausbau von Kinderbetreuungseinrich-

tungen – mittlerweile durch das neoliberale Arbeitsregime absorbiert wurden. Die Herausforderung eines feministischen Nachdenkens über Elternschaft besteht darin, dass die gegenwärtigen Regierungsverhältnisse um Mutterschaft auf den Erfolgen der Frauenbewegung aufbauen: Elternschaft wurde revolutioniert, ohne revolutionär zu werden. Da Wünsche, Begehren und Kämpfe von Frauen* darin aufgehoben sind, wird Widerstand dagegen schwer fassbar. Gewissermaßen zeugt auch das von mir gelebte Familienmodell davon, dass die Geschlechterverhältnisse in Bewegung geraten sind und für manche neue Freiheiten in Bezug auf die Organisation von Produktions- und Reproduktionstätigkeiten eröffnet haben wie egalitäre partnerschaftliche Arrangements, Patchwork-Familien oder queere Elternschaft (mit Einschränkung).

Auch wenn aktuelle Regierungsverhältnisse – unter sehr unterschiedlicher Bezugnahme auf Feminismus – Elternschaft und Mütterbilder transformiert haben, bleiben die damit einhergehenden Widersprüche erhalten. Doch „[d]ie Widersprüche sind unsere Hoffnung“ (Brecht 2004 [1928]), wie es in der *Dreigroschenoper* heißt. Daher habe ich sie vom Standpunkt des Alltags in den Blick gerückt. Eine Lektüre dieser Autoethnographie bringt Irritation und Erkenntnismomente:

Wie kann ich für Sichtbarmachung und Politisierung von Sorge argumentieren, wenn ich sie einerseits selbst weitgehend unsichtbar gemacht habe und Elternschaft andererseits im Zuge der Kooption feministischer Forderungen und neoliberaler Transformationen längst an die Öffentlichkeit gezerrt wurde, Mutterschaft (postfeministisch und staatsfeministisch) neu inszeniert wird, ohne die Bedingungen, unter den Sorge geleistet wird, grundlegend so neu zu organisieren, dass gute Sorge für alle möglich ist?

Wie kann ich mich Fragen der Sorge zuwenden, ohne selbst in Retraditionalisierung von Elternschaft zu verfallen, wie sie in meiner Autoethnographie immer wieder deutlich wird, zum Beispiel in meiner durchaus ambivalenten Haltung gegenüber Betreuungseinrichtungen, die tagtäglich mein Leben als Sorgeverantwortliche sowie das vieler Eltern, zumal Mütter*, und Kinder erleichtern und verbessern (können)? Wie kann ich wiederum mein Mutter*sein sichtbar machen, ohne normative Ausschlüsse (z. B. gegenüber Frauen*, die keine Kinder haben) und neoliberale Anforderungen der *working mum* zu reproduzieren?

Woher kommt mein irrationaler Anspruch, eine „widerspruchsfreie“ Mutter* zu sein? Warum fällt es mir so schwer anzuerkennen, dass Sorgetätigkeit auch von Machtverhältnissen und Widersprüchen durchdrungen ist? In meiner Auseinandersetzung mit Sorge laufe ich Gefahr, die romantisierende Verklärung dieses Bereichs in der bürgerlichen Gesellschaft zu wiederholen, der nur als „verkehrter Ort der Hoffnung“ (Haug 1996: 229) gedacht werden kann.

Die alltägliche Wirkmächtigkeit der Ideologie „intensiver Mutterschaft“ ist in meinen Erfahrungen präsent, auch wenn das von meinem Partner und mir gelebte *female breadwinner* und *male caregiver*-Modell dieser nicht entspricht. Andrea Doucet (2012: 282) beschreibt Sorge als die Übernahme von Verantwortung in emotionaler, sozialer und moralischer Hinsicht. Sie kommt zu dem Schluss, dass Männer* heute zwar vielfach Sorgetätigkeiten übernehmen, oftmals aber nicht die damit einhergehende Verantwortung. Auch in meiner Erfahrung fühlte ich mich verantwortlich für Sorge. Aber wie sollen Frauen* diese Verantwortung abgeben, wenn sie durch die Ideologie

intensiver Mutterschaft ständig dafür verantwortlich gemacht werden? Es gibt keine „umgekehrten Rollen“, weil Frauen* weiterhin mit der Wirkmächtigkeit hegemonialer Mütterdiskurse konfrontiert sind und weil es nach wie vor kein sozial akzeptiertes Modell für Frauen* als „secondary caregiver“ (Doucet 2012: 279) gibt.

Schließlich wundere ich mich über die fehlenden Glücksmomente in dem Text, sowohl in Bezug auf meine Erwerbstätigkeit als auch mein Mutter*sein. Kein Wort über die schönen Momente der Liebe und Nähe zu und von meinem Kind, der Leichtigkeit, die ich manchmal fühle, wenn wir uns über Grenzen hinwegsetzen, zu stark das politische Unbehagen gegenüber einer Romantisierung von und Zentrierung auf Mutterschaft, zu sehr hat sich die Erwerbsarbeit und Erschöpfung davor gedrängt. Kein Wort auch darüber, dass mir Wissenschaft Spaß macht und wie wichtig mir die mit der Erwerbstätigkeit einhergehende finanzielle Unabhängigkeit ist, zu sehr scheint meine Entscheidung, Vollzeit berufstätig zu sein, von Schuldgefühlen gegenüber meinem Kind begleitet und auch von politischem Unbehagen, Erwerbsarbeitszentrierung unkritisch zu reproduzieren. Ich scheine das zu kompensieren durch eine indirekte, emotionale Zentrierung auf das Kind, eine tendenziell romantisierende Überhöhung von Sorge, der ich dann noch weniger genügen kann und die als glücksbringend zu erleben mir feministisch und gesellschaftlich verstellt scheint. Vor diesem Hintergrund sind Glück in der Erwerbstätigkeit und Glück in der Sorgetätigkeit weitgehend versperrt, der Glücksanspruch nur im Widerspruch deutlich.

Ausgehend von meiner autoethnographischen Kritik an Elternschaft im Neoliberalismus schlage ich drei Momente für eine feministische Auseinandersetzung mit Sorge und Elternschaft vor. Erstens möchte ich gegen die aktuelle Hypervisibilität glücklicher und erfolgreicher Mütter* (erwerbstätige wie professionalisierte Vollzeit-Mütter*) für die – sicher nicht unproblematische – Visibilität des Scheiterns plädieren. Scheitern jedoch nicht als individuelles Versagen, sondern als Moment, in dem Glücksansprüche und Wünsche sichtbar werden. Scheitern auch als Zurückweisen von unrealistischen Perfektionsansprüchen in Erwerbsarbeit und Sorgetätigkeit. Eine solche Visibilität des Scheiterns beinhaltet notwendigerweise das Benennen des in der patriarchal-rassistisch-kapitalistischen Gesellschaft unauflösbaren Widerspruchs zwischen Erwerbsarbeit und Sorgetätigkeit, kann sich aber weiter gleichstellungspolitisch dafür einsetzen, diesen für alle besser lebbar zu machen. Die Widersprüche finden sich auch in den Subjekten selbst. Daher ist zweitens ein Kampf gegen die eigene komplizenhafte Verstricktheit in herrschende Reproduktionsverhältnisse notwendig. Es geht in Bezug auf feministische Elternschaft also nach wie vor um jene Revolutionierung des Bewusstseins von Frauen* und Männern*, die bell hooks (2000: 147) fordert. Dieser Kampf ist alleine nicht zu gewinnen, weshalb eine emanzipatorische Politisierung von Sorge, wie beispielsweise im Care Revolution Netzwerk (o. J.), ein drittes Moment ist, Befreiungs- und Widerstandsmöglichkeiten im Zusammenhang mit Sorge denk- und lebbar zu machen.

nachtrag

ich habe mich übrigens gegen eine verlängerung meiner vollzeitstelle in g. entschieden und arbeite jetzt, ebenso wie mein partner, teilzeit. ich in einem projekt in w., was den vorteil hat, dass ich dem feministischen freundinnen-netzwerk näher bin und zeit für die politische auseinandersetzung bleibt, feminist mothering inklusive. und: mir geht's schon besser.

Literaturverzeichnis

- Badinter, Elisabeth (1992). *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute* (5. Aufl.). München: Piper.
- Bargetz, Brigitte (2016). *Ambivalenzen des Alltags. Neuorientierungen für eine Theorie des Politischen*. Bielefeld: Transcript.
- Brecht, Bertolt (2004 [1928]). *Die Dreigroschenoper. Text und Kommentar*. Hg. v. Joachim Lucchesi. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Breit, Lisa (30.6.2015). *Working Mum: Wie die Töchter profitieren*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000018292981/Working-Mum-Toechter-Harvard-Studie>.
- Care Revolution Netzwerk (o. J.). Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://care-revolution.org/>.
- Castro Varela, Maria do Mar & Dhawan, Nikita (2003). Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In Hito Steyerl & Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hrsg.), *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik* (S. 270–287). Münster: Unrast.
- Doucet, Andrea (2012). „Blurred Lines and Grey Flecks“. Breadwinning Mothers, Caregiving Fathers and a Dilemma of Gender „Equality“ in Care. In Andrea O’Reilly (Hrsg.), *What Do Mothers Need?* (S. 275–292). Bradford: Demeter Press.
- Doucet, Andrea (o. J.). *The Bread and Roses Project*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://www.breadandrosesproject.ca/about-andrea/>.
- Dück, Julia (2014). Krise und Geschlecht. Überlegungen zu einem feministisch-materialistischen Krisenverständnis. *Prokla*, (174), 53–70.
- Dück, Julia & Schütt, Mariana (2014). Editorial: Materialistischer Feminismus. *Prokla*, (174), 2–10.
- Ellis, Carolyn & Bochner, Arthur P. (2000). Autoethnography, Personal Narrative, Reflexivity. Researcher as Subject. In Norman K. Denzin & Yvonna Lincoln (Hrsg.), *Handbook of Qualitative Research* (S. 733–768). London: Sage.
- Eltern wünschen bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000021997786/Familien-Verbesserungsbedarf-bei-Vereinbarkeit-und-Betreuung>.
- Elternkarenzmodelle: Lernen von Slowenien*. Interview von Tanja Paar mit Helene Dearing. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000025838974/Elternkarenzmodelle-Lernen-von-Slowenien>.
- Grob, Daniela (12.2.2015). *Niederländische Normalität: Vier Monate nach Geburt wieder arbeiten gehen*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000010593675/Niederlaendische-Normalitaet-Vier-Monate-nach-Geburt-wieder-arbeiten-gehen>.
- Hajek, Katharina & Opratko, Benjamin (2013). Subjektivierung als Krisenbearbeitung. Feministische und neogramscianische Perspektiven auf die gegenwärtige europäische Krisenpolitik. *Femina Politica*, 22(1), 44–54.
- Hanisch, Carol (1969). *The Personal Is Political*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://carolhanisch.org/CHwritings/PIP.html>.
- Hanisch, Carol (2006). *Introduction*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://carolhanisch.org/CHwritings/PIP.html>.
- Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (2015). *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: Transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839431443>
- Haug, Frigga (1996). *Frauen-Politiken*. Hamburg: Argument.

- Hauser, Kornelia (2013). Der gerissene Faden. Kritik als Haltung und Geschlecht als Gegenstand. *Das Argument*, (304), 733–747.
- hooks, bell (1994). *Teaching to Transgress. Education as the Practice of Freedom*. New York, London: Routledge.
- hooks, bell (2000). *Feminist Theory. From Margin to Centre* (2. Aufl.). Cambridge, MA: South End Press.
- Karenz, *Kind und Konsequenzen* (12.9.2015). Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000022002028/Karenz-Kind-und-Konsequenzen>.
- Klocker, Natascha & Drozdowski, Danielle (2012). *Career Progress Relative to Opportunity. How Many Papers is a Baby 'Worth'?* Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://ro.uow.edu.au/scipapers/4442/>. <http://dx.doi.org/10.1068/a4547>
- Kogelnik, Lisa & Sterkl, Maria (14.7.2015). *Geschlechterrollen in österreichischen Familien stark ausgeprägt*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000019096857/Geschlechterrollen-in-oesterreichischen-Familien-stark-ausgepraegt>.
- Krais, Beate & Beaufäys, Sandra (2005). Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Verborgene Mechanismen der Macht. In Ulrike Vogel (Hrsg.), *Was ist weiblich? Was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften* (S. 135–151). Bielefeld: Kleine.
- Lent, Lilly & Trumann, Andrea (2015). *Kritik des Staatsfeminismus. Oder: Kinder, Küche, Kapitalismus*. Berlin: Bertz+Fischer.
- Lewis, Jane (2002). Gender and Welfare State Change. *European Societies*, 4(4), 331–357. <http://dx.doi.org/10.1080/1461669022000022324>
- Madörin, Mascha (2007). Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. In *Jahrbuch Denknetz. Zur politischen Ökonomie der Schweiz*. Zürich, 141–162. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter www.denknetz-online.ch/IMG/pdf/Madorin.pdf.
- Marx, Karl (1976 [1843]). Marx an Arnold Ruge, März 1843. In *MEW* 1 (S. 337–346). Berlin: Dietz.
- McRobbie, Angela (2013). Feminism and the New „Mediated Maternalism“. *Human Capital at Home. Feministische Studien*, 31(1), 136–143. <http://dx.doi.org/10.1515/fs-2013-0125>
- Mendel, Iris (2015). *WiderStandPunkte. Umkämpftes Wissen, feministische Wissenschaftskritik und kritische Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- O'Brien Hallstein, D. Lynn & O'Reilly, Andrea (2012a). Academic Motherhood in a Post-Second Wave Context. Framing the Conversation. In Lynn D. O'Brien Hallstein & Andrea O'Reilly (Hrsg.), *Academic Motherhood in a Post-Second Wave Context* (S. 1–46). Bradford: Demeter Press.
- O'Brien Hallstein, D. Lynn & O'Reilly, Andrea (Hrsg.). (2012b). *Academic Motherhood in a Post-Second Wave Context*. Bradford: Demeter Press.
- Paar, Tanja (5.8.2015). *Island: Ledig, berufstätig, Mutter – und glücklich*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000020233813/Island-Ledig-berufstaetig-Mutter-und-gluecklich>.
- Ploder, Andrea & Stadlbauer, Johanna (2013). Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, 116(3, 4), 373–404.
- Rich, Adrienne (1976). *Of Woman Born. Motherhood as Experience and Institution*. New York: Norton.

- Riss, Karin (2.11.2015). *17.000 Betreuungsplätze für Kleinkinder fehlen*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000024813264/Noch-17-000-Betreuungsplaetze-fuer-Kleinkinder-fehlen-auf-EU-Ziele>.
- Sander, Helke (2010). 1. versuch. die richtigen fragen zu finden. Flugblatt, Februar 1968. In Ilse Lenz (Hrsg.), *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland* (2., aktualisierte Aufl.) (S. 53–57). Wiesbaden: VS Verlag.
- Smith, Dorothy E. (1998). *Der aktive Text. Eine Soziologie für Frauen*. Hamburg: Argument.
- Smith, Dorothy E. (1999). *Writing the Social. Critique, Theory, and Investigations*. Toronto, Buffalo, London: University of Toronto Press.
- Statistik Austria (2009). *Zeitverwendung 2008/09. Ein Überblick über geschlechtsspezifische Unterschiede*. Wien. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter www.bmbf.gv.at/frauen/publikationen/zeitverwendung_2008_09_barri_25887.pdf?4dz8a1.
- Steinborn, Susanne (2015). Körper in Gesellschaft. [Streit]. *Outside the Box. Zeitschrift für feministische Gesellschaftskritik*, 30–38.
- Sterkl, Maria (14.7.2015). *Geht's den Frauen gut, geht's der Wirtschaft gut*. Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000019137436-1192182008495/Gehts-den-Frauen-gut-gehts-der-Wirtschaft-gut>.
- Studie: 14 Monate Karenz sind ideal* (6.8.2015). Zugriff am 6. Dezember 2015 unter <http://derstandard.at/2000020333027/Studie-14-Monate-Karenz-sind-ideal>.
- Tübinger Institut für Frauenpolitische Sozialforschung (1998). *Den Wechsel im Blick. Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Vinken, Barbara (2002). *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*. München: Piper.
- Vittorelli, Natascha (2016). Un/Freiwillig scheitern. Eine Historikerin nimmt Abschied von der Wissenschaft und ihrem Betrieb. [Scheitern]. *WerkstattGeschichte*, 83–95.
- Winker, Gabriele (2015). *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: Transcript.

Zur Person:

Iris Mendel, Dr.ⁱⁿ, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politikwissenschaften der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Sparkling-Science-Projekt über „Critical Science Literacy“, Vermittlung feministischer Wissenschaftskritik in der Schule.

Kontakt: Iris Mendel, Laimburggasse 31/7, 8010 Graz, Österreich

E-Mail: iris.mendel@univie.ac.at